



AUS GESCHICHTE, KULTUR UND VOLKSTUM

- Juni 1956 -

600 Jahre „Freiheit“ zu Homberg

Landgraf Heinrich II. war bürgerfreundlich

Im Jahre 1356 gründete Landgraf Heinrich II. von Hessen die „Freiheit“ zu Homberg.

Damit jährt sich in diesem Jahre zum 600sten Male dieses Ereignis und gibt den Bürgern der Stadt, insbesondere aber der „Freiheit“, Gelegenheit und Veranlassung, einmal Rückschau zu halten, auf das, was damals geschah.

Mancher Bürger mag sich die Frage stellen: Lohnt es sich überhaupt, dieses Geschehnisses zu gedenken? Was heißt es schon: Die „Freiheit“ wurde gegründet! Ein neuer Stadtteil entsteht! Nun ja, sind nicht zu allen Zeiten Städte durch neue Stadtteile vergrößert worden?! Ist das je ein Anlaß gewesen, diese Ereignisse gedenkwürdig zu finden und durch eine Feierstunde herauszuheben? Man könnte darauf antworten: Wir erinnern uns ja auch des 200. oder 300. Geburtstages irgendeines Hauses oder Bauwerkes! Warum sollten wir das nicht auch bei einem ganzen Stadtteil tun, der nun inzwischen auf 600 Jahre zurückblickt?!

Aber es erscheint uns, als läge die Veranlassung zu einem solchen Gedenken doch noch tiefer: Mit der Gründung der „Freiheit“ geschah mehr. Aus dieser Geburtsstunde vermögen wir zugleich ein wesentliches Stück unserer Landesgeschichte abzulesen: Wir erkennen, daß 1356 mehr geschah, als die Gründung eines Stadtteils: 1356 wurde eine neue Stadt gegründet!

Versetzen wir uns einmal zurück in die Zeit der Gründung: Damals regierte in Hessen Landgraf Heinrich II., der Eiserne, genannt. Vom 13. Jahrhundert an führt Hessen schwere äußere und innere Kämpfe um den Bestand seines Staates. Die äußeren Kämpfe sind durch die Tatsache gekennzeichnet, daß das Erzbistum Mainz versucht, seinen großen Streubesitz in Hessen zu einem einheitlichen Machtgefüge zusammenzuschweißen. Mainzische Städte und Burgen überzogen das Land: In Oberhessen Amöneburg, die Burg Melnau, in Niederhessen Fritzlar, Jesberg, Hofgeismar, um nur einige zu nennen.

Wenn es in den nächsten zweihundert Jahren, vom 13. bis zum 15. Jahrhundert, den hessischen Landgrafen gelang, diese Pläne erfolgreich zu durchkreuzen, und zu verhindern, so wird diese Tatsache in der gesamtdeutschen Geschichte als ein großer Erfolg verbucht. Hessen, so urteilt der große deutsche Historiker Heinrich von Treitschke, „verhinderte damit die Bildung eines übermächtigen Priesterstaates im Herzen von Deutschland“.

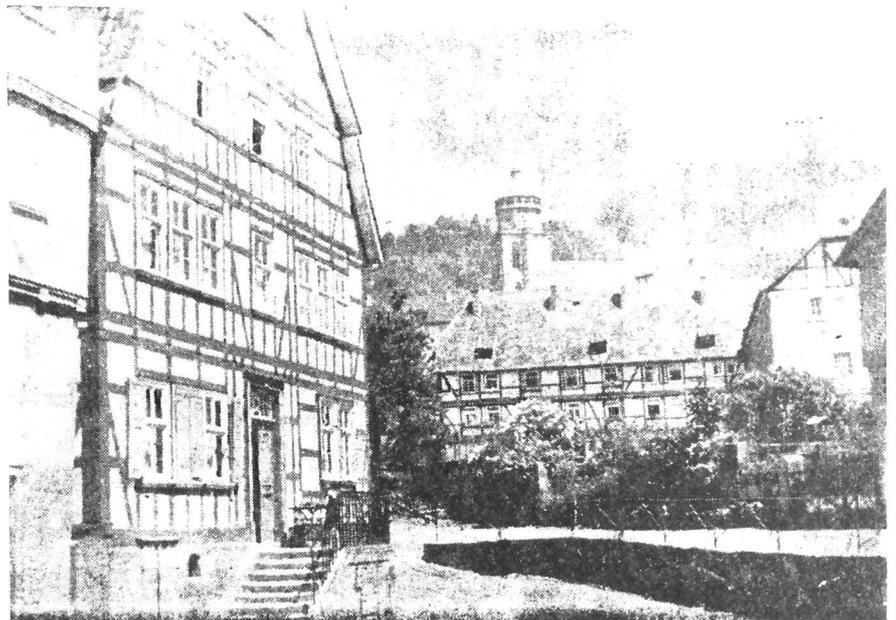
Im Inneren des Landes ging es den Landgrafen darum, den Adel unter ihre Landeshoheit zu bringen, aus einem Reichsadel also einen Landesadel zu machen. Diese Bestrebungen lösten auf Seiten des Adels entsprechende Abwehrmaßnahmen aus. Die Ritter schlossen sich in Bünden zusammen. Einer der gefährlichsten dieser Ritterbünde waren die „Sternen“, die unter der Führung der Grafen von Ziegenhain standen und in ihrem Wappen den Ziegenhainischen Stern führten.

So waren das 13. und 14. Jahrhundert Zeiten schwerer Kämpfe von langer Dauer. Blutige Fehden wurden mit den Mainzern ausgetragen. Eines der schwersten Jahre für das Land war das Jahr 1385. Wie sehr diese Machtkämpfe in unsere engste Heimat hineingetragen wurden, beweist ein altes Mahnmahl am Wege: Das Kaiserkreuz bei Kleinenglis erzählt von einer blutigen Tat im Jahre 1400: Herzog Friedrich von Braunschweig wird auf der Rückreise vom Reichstag in Frankfurt von Vasallen des Erz-

bischofs von Mainz ermordet!

Nicht minder gewaltig waren die Opfer, die der Staat durch den Sternkrieg erlitt: Kaum eine hessische Stadt, die ihrem Landesherrn zusetzen war, konnte sich vor den Überfällen der „Sternen“ wehren! Kaum eine blieb ungeschoren: 1372 wurde Frankenburgs Neustadt von den „Sternen“ geplündert und in Brand gesteckt, 1373 fiel die ziegenhainische Besatzung von Schwarzenborn in das Gebiet von Ludwigseck ein und raubte und plünderte mit wehenden Sternflaggen, 1372 wurde die „Freiheit“ von Homberg durch die „Sternen“ in Brand gesteckt, 1375 standen die „Sternen“ vor Wetter bei Marburg. So wütete die Kriegsfurie im hessischen Lande. Ein Chronist beziffert die Schäden des Sternkrieges auf vier Millionen Gulden.

In Rahmen dieser kriegerischen Zeitgeschichte muß man die Neugründung der hessischen „Neustädte“ sehen.



Viele dieser „Freiheiten“ wurden von Landgraf Heinrich II. gegründet: Damals entstand die „Freiheit“ von Gudensberg, die 1387 aber schon wieder in der Fehde zwischen Mainz und Eckbert von Grifte zerstört wurde! 1336 entstand die Frankenger „Freiheit“, 1356 die Homberger „Freiheit“, etwa um die gleiche Zeit die „Freiheit“ von Eschwege, 1335 erhielt Biedenkopf seine „Freiheit“, 1356 wurde die Grebensteiner Neustadt errichtet, und in den gleichen Jahrzehnten entstand auch die Wolfhagener „Freiheit“. Landgraf Heinrich gründete auch den neuen Stadtteil von Kassel mit eigenem Markt und Rathaus. Auch Treysa, Rotenburg, Hersfeld, Borken, Schwarzenborn und Neukirchen schufen völlige Stadtneugründungen. Ziegenhain erweiterte die Wohnfläche mit dem Bau des „Weichhauses“, einer Neustadt, deren Häuser entlang der wichtigen Verkehrsstraße zum Spieß hin gebaut wurden.

Das Wesen aller dieser Neugründungen, dieser „Freiheiten“, bestand darin, daß sie zwar im Schatten und Schutz einer bestehenden Altstadt gebaut wurden, aber mit der Altstadt keine Verbindung eingingen. Sie waren „frei“. Es waren selbständige Städte mit eigener städtischer Verwaltung, mit Rathaus und Kirche, mit eigenem Bürgermeister und Rat. Sie besaßen also ein eigenes Ortsrecht und nahmen neben ihren Altstädten eine bevorrechtigte Sonderstellung ein. Sie besaßen das Mauer- und Marktrecht.

Landgraf Heinrich II. schuf diese Stadtneugründungen in schwerer Zeit zur Stärkung der politischen und wirtschaftlichen Kraft des Landes. —

In strategischer Hinsicht an die bestehenden Verteidigungszentren der Altstädte angelehnt, bedeuteten die selbständigen Neugründungen für den Landesherrn eine neue Einnahmequelle, auf die er hätte verzichten müssen, wenn die Vorstädte rechtlich Bestandteile der Altstädte geworden wären. Wirtschaftlich gesehen, sollten die Neustädte dazu beitragen, Hessen von der Naturalwirtschaft des flachen Landes unabhängiger und damit widerstandsfähiger zu machen.

So zogen denn die neuen Bürger in die „Freiheiten“ ein: Bauern, selbständige Handwerker und Kaufleute, Menschen, die durch ihrer Hände Arbeit dem Lande neue Kräfte schenken sollten.

Die Homberger „Freiheit“ hatte als selbständiges Eigenwesen keinen guten Anfang. 1356 als ihr die freiheitlichen Rechte durch landgräflichen Beschluß verliehen wurden, tobte in ihren Straßen ein schweres Schadenfeuer, das viele Häuser in Trümmer legte. Aber die Zeit stand nicht still. Die schweren Opfer mußten getragen und überwunden werden.

Im nächsten Jahrzehnt muß der Stadtteil die St. Nikolauskirche am heutigen „Kloweskirchhof“ erbaut haben. Der Bauherr ist uns nicht bekannt. Es ist aber kaum anzunehmen, daß die Bürger nach den großen Opfern, die sie beim Bau der Stadtmauer und nach dem Brande zu bringen hatten, finanziell zu diesem Werk in der Lage gewesen wären. Wahrscheinlicher ist, daß der Bau das Ergebnis einer frommen Stiftung war.

Die Kupferstiche, die uns Homberg um die Zeit des 30jährigen Krieges zeigen, weisen auf eine gotische Hallenkirche hin. Wenn die Vermutung richtig sein sollte, daß die Steinplastiken vom Leidensweg Christi, die heute in der Homberger Stadtkirche aufbewahrt werden, aus dem Kreuzgang der Nikolauskirche stammen, so kann wohl aus diesem künstlerischen Aufwand auf eine beachtenswerte bauliche Leistung geschlossen werden.

1368, acht Jahre vor dem Bau des mächtigen Kirchturms der Oberstadt, wurde in der Freiheit von dem einheimischen Priester Heinrich Bischof die Freiheiter Kirche gebaut und in Verbindung damit das Hospital zum Heiligen Geist gestiftet. An das reiche Geschlecht der Bischöfe erinnert in der Oberstadt heute nicht nur die Bischofsstraße, sondern auch deren stolzer Patrierhausbau, die ehemalige Ulrichsche Brauerei. Das Ratsgeschlecht Bischof betrieb im Mittelalter in Homberg einen ausgedehnten Wollhandel und besaß einen ansehnlichen Besitz.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erlebte die „Freiheit“ erneut schwere Zeiten. 1372 erschien der Ritterbund der „Sternen“ vor Homberg und verwüstete und brandschatzte die Vorstadt. Was in mühsamer Arbeit erstanden war, das sank nun wieder in Asche.

Für die Folgezeit sind die Nachrichten spärlich, die uns von der „Freiheit“ überliefert wurden: 1532 kauften die Freiheiter zu einem Preis von 100 Gulden die Nikolauskirche, um sie als Rathaus zu nutzen. Das deutet darauf hin, daß die Kirche nach der Einführung der Reformation in Hessen 1526 wahrscheinlich für gottesdienstliche Zwecke nicht mehr verwendet wurde. Die Stadtkirche, in der die Reformation verkündet worden war, strahlte in diesen Tagen eine solche Kraft über das Land aus, daß auch die Freiheiter ihre Gottesdienste besuchten.

Eine entscheidende Aenderung in der Rechtsstellung der „Freiheit“ trat im Jahre 1536 ein: Landgraf Philipp der Großmütige hob die Selbständigkeit der Homberger „Freiheit“ auf. Der neue Stadtteil wurde mit der Altstadt vereint.

Was vermerkt die Geschichte zu diesem denk-

würdigen Ereignis, das eine 180jährige Selbständigkeit der „Freiheit“ beenden sollte?:

Der Landgraf entsandte eine Deputation, die aus den Herren George von Boyneburgk, Georg Nußbicker und Dr. Walter bestand. Durch der Verwaltungsakt wurde die Freiheit mit der Altstadt vereint, „ein corpus daraus gemacht und der Freiheit sigell cassiert“.

Damit war der selbständige Rat der „Freiheit“ abgeschafft. Die beiden letzten Bürgermeister der Neustadt waren im Jahre 1536 Hans Waßmuth und Hans Becker.

Für die Folgezeit ist nun die Homberger Geschichte zugleich auch zur Freiheiter Geschichte geworden.

Was die Stadt im Dreißigjährigen Kriege erduldet, was sie an Opfern im Siebenjährigen Kriege brachte, was sie in den denkwürdigen Tagen des Dörnbergschen Aufstandes 1809 an Freude, Begeisterung, Trauer und Bangigkeit erlebte, daran hatte die „Freiheit“ einen gleichen Anteil. Und sicherlich ist nicht selten, wie 1809, auch von der „Freiheit“ ein starker Impuls ausgegangen!

Was uns verloren ging

Das 19. Jahrhundert raubte uns manche Schönheit

Es hat zu allen Zeiten Bilderstürmer gegeben, die sich mit leichtem Herzen vom Altüberkommen lösen konnten. Das einzige, was sie uns hinterlassen, ist die Erinnerung an etwas Schönes oder Altherwürdiges, das sie zerstört haben.

Wenn wir einmal in unserer Heimat Inventur machen, so stoßen wir auf die Erinnerungsmale, die uns mündlich, schriftlich oder bildlich überliefert sind.

Da sind zum Beispiel die Rathäuser unserer Städte: Es wurde bereits vorausgehend davon berichtet, daß die Homberger Freiheit die St. Nikolauskirche als Freiheiter Rathaus benutzt hat. Aber wo ist diese Erinnerung an die Selbständigkeit geblieben? Das Freiheiter Rathaus wurde zwar im 30jährigen Krieg bereits als Magazin verwendet, aber es überstand den Krieg. Und dann erfüllte sich sein Schicksal: Es war nicht mehr notwendig, es wurde beseitigt. Es mußte verschwinden, weil es keinen Zweck mehr erfüllte. Die Zweckhaftigkeit hat bei den Bilderstürmern aller Zeiten immer eine Rolle gespielt: Es gibt nichts, was seine Bedeutung allein schon aus seiner früheren Aufgabe, seinem Alter, seiner Eigenart herleitet. Der Zweck allein rechtfertigt das Weiterleben eines Veteranen. Auch die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgerissene Hospitalkirche teilte ein ähnliches Schicksal.

Es ist uns eine Zeichnung erhalten, die das herrliche gotische Rathaus der Stadt Fritzlar zeigt, das heute nicht mehr besteht. Es ist ein schöner Fachwerkbau mit einer breiten Treppe und einem gotischen Eingangsportal, über dem das St. Martinsrelief eingelassen ist, das am heutigen Rathaus noch einen letzten Rest des Vergangenen darstellt. Besonders schön an diesem Rathaus aber war die Dachzone, die mit drei Zwergtürmen ausgestattet war und dem Bau eine heitere Note gab. Dieses schöne Bauwerk wurde 1839 im Akkord abgerissen. Nur der massive Unterbau, mit dem schönen gotischen Portal u. der Martinsplastik, blieb zunächst erhalten, bis ein Jahrzehnt später der zuständige Landhausbeamte zur Begutachtung dieses Torsos herangezogen wurde und sein Urteil sprach: Das Rathaus ist unbedeutend, es muß beseitigt werden! Zudem ist seine Lage am Domplatz „unschicklich“. So darf es nicht verwundern, wenn der Bezirksausschuß eine Instandsetzung des Rathauses ablehnte und betonte, man dürfe das Gemeindevermögen nicht mit einem solchen Vorhaben vergeuden. Trotzdem entschloß sich der Fritzlarer Magistrat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts diesen Unterbau des mittelalterlichen Rathauses zu schützen. Nur durch

diesen weitsichtigen und verantwortungsbewußten Entschluß jener Magistratsmitglieder vor hundert Jahren würde ein Bauwerk gerettet, das unter den deutschen Rathäusern als das älteste gilt.

Aber mit dem Schicksal dieser beiden Rathäuser ist bei weitem nicht all das gesagt worden, was in der Kreis dieser Zerstörungen hineingehört, die oftmals — wie das Beispiel Fritzlar zeigt — noch von verantwortlichen Fachleuten unterschätzt wurden.

Wie hat man sich jahrhundertlang gegenüber den mittelalterlichen Befestigungsanlagen verhalten? Die Homberger Burgruine mag für viele sprechen. Nachdem die Burg im Dreißigjährigen Kriege zerstört worden war, und Landgräfin Amalie von Hessen den Wiederaufbau der Burg untersagte, um weiteres Blutvergießen zu verhindern, wurde die Ruine für viele Generationen zum billigen Steinbruch. Der Zweck des Bauwerkes war ja erfüllt! Nun konnte man bedenkenlos Raubbau treiben, und man tat es zur Genüge! Wieviele alte Homberger Gartenmauern weisen eindeutig auf den Ursprung des Mauerwerkes hin.

Es sei auch an den alten Wehrgang auf der Stadtmauer in Homberg erinnert, von dem viele alte Homberger noch zu erzählen wissen. Man konnte am heutigen Homberger Hof die Mauer besteigen und dann diesen schönen Weg auf der Stadtmauer benutzen mit dem Blick ins Elzetal. Das hörte in dem Augenblick auf, als der erste Bürger begann, die alten Mauern für seine Zwecke nutzbar zu machen und sein Haus darauf zu errichten. Einer machte den Anfang und viele folgten nach. Der „Weg auf der Mauer“, ein Stück lebendiges Mittelalter, war damit dahingegangen.

War es nicht ebenso auch mit den schönen alten Fachwerkbauten der Stadt? Einer begann damit, das reichverzierte Balkenwerk einzusparren in einen Holzkasten und das Gebälk und die Gefache unter einer Tünche von Kalkputz verschwinden zu lassen. Es folgten viele, Ringum der Marktplatz wandelte sein Kleid. Der schöne alte Trachtenputz der Häuser verschwand unter einem grauen Aschenputtelkleid. Erst unseren Jahrzehnten war es vorbehalten, das lebendige Holz wieder zum Atmen zu bringen und aus jedem verschandelten Haus wieder ein Schmuckkästchen zu machen! Aber nicht bei allen gelang es mehr. Was man einst aus Zweckmäßigkeitgründen unter dem Putz lebendig begraben hatte, das war nun wirklich gestorben. Gestorben wie so vieles, das ein eigensüchtiger Zweck gemordet hatte.

Das Hospital zum Heiligen Geist

Wenn das „Gasthaus zur Krone“ am Marktplatz mit seiner stolzen Jahreszahl 1480 immer als das älteste Homberger Bürgerhaus angesehen wird, so darf bei der Nennung der Profanbauten das Hospital zum Heiligen Geist in der „Freiheit“ aus dem Jahre 1368 nicht übergangen werden. Seine Bauzeit liegt noch über hundert Jahre früher.

Das alte Werk, das der Homberger Priester Bischof 1368, zugleich mit der im Grundstück des Hospitals gelegenen Heiligen-Geist-Kirche, für die Kranken und Armen stiftete, hat durch die Jahrhunderte hindurch reichen Segen getragen bis auf den heutigen Tag.

Der gesamte Hospitalskomplex war in früheren Jahrhunderten weit größer als heute. Die Anstalt verfügte auch über einen eigenen Gutshof, der in der Nachbarschaft des Reinhardtshofes zu suchen ist. Bei Ausschachtungsarbeiten ist man dort immer wieder auf Grundmauern früherer Stallungen gestoßen.

Von der Kirche des Hospitals ist heute nichts mehr übrig geblieben. Sie dürfte wahrscheinlich auf der Seite der Hospitalsmauer gestanden haben, die zum „Katterbach“ hinunterschaute. Es wurde bereits erwähnt, daß sie zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Spitzhacke zum Opfer fiel.

Der daran anschließende Teil des Hospitals, auf dessen Front man heute schaut, wenn man den Gebäudekomplex betritt, ist ein Stück des alten Kapellenbaues gewesen. Er wurde erst um 1900 zu Wohnzwecken ausgebaut. In seinem Obergeschoß waren bis dahin die Fruchtböden untergebracht. Wenn man diesen ehrwürdigen Teil des Bauwerks betritt, so sollte man sich

vergegenwärtigen, daß diese Mauern und Steine vor 600 Jahren zusammengefügt wurden.

Der nach der Hospitalstraße gelegene östliche Hospitalbau ist neueren Datums und wahrscheinlich im Zuge der Neugestaltung der Gebäude erst 1833 hinzugebaut worden.

Das Hospital erhielt im Laufe der Jahrhunderte durch zahlreiche Stiftungen ansehnlichen Grundbesitz und Kapitalvermögen. Die Pachtgelder und Kapitalzinsen dienten zur Deckung der Verwaltungskosten und zur Unterhaltung der Gebäude. Außerdem wurde an die Hospitaliten eine monatliche Unterstützung gezahlt. Auch einzelne Arme der Stadt wurden aus diesem Stiftungsfonds unterstützt.

Philipp der Großmütige schenkte im Jahre 1532 dem Hospital eine Waldwiese zur Befeurung, das ist der heutige Hospitalswald bei Leuderode. Neben diesem Waldstück besitzt das Hospital heute noch ein Waldgrundstück an der Mosheimer Straße, oberhalb des Steinbruchs. Die vor Jahren abgeholzte Fläche ist inzwischen wieder eine heranwachsende Schonung.

Philipp der Großmütige ordnete auch an, daß das Gras auf dem St. Nikolausplatz dem Hospital für die beiden Hospitalesel zur Verfügung gestellt wurde, die für die Heranbringung des Feuerholzes gehalten wurden.

Das Stiftungsvermögen des Hospitals hat durch die beiden Inflationen unserer Zeit erhebliche Einbußen erlitten. Zur Deckung der notwendigsten Kosten stehen heute nur noch die Pachteinnahmen der Ländereien des Hospitals zur Verfügung.

Deckhüdds Väden ließ sich rasieren

Deckhüdds Väden liss sech immer bihm Frisör Buschoo rasieren. Hä wor gudd bekaand medd d'r Familie unn verstüing sich medd ämme wie medd ärr. Nur woßde hä, daß se alle beede räich gizzig woren unn 'nen Fännich dörchhäs-sen, wanns güng. Onn dos kunnde d'r Väden nedd geliden.

So schbekeliede hä off de bassende Geläjen-heed, den beiden Krästerchen mo eens üszewischen. Onn de Geläjenheed, die bodd sich bable.

Hä wor mo wedder bihm Buschoo gewähn, onn hadde sech frasieren unn rassieren lann. „Schlewets off!“ hadde hä nur gesäd – hä wull de Buschoos mo warre ärrern, dann hä hadde je des Gäld änn der Kibbe stecken.

Nu wull hä grode nüß: Do merked hä, daß von der Keche här so 'n abbediddlicher Doft kohm. Dos mudde hä ärschd mo kondrollieren. Hä schlich sech änn de Keche, onn gock sich emma. De Buschoon wor nedd do, bloß off dem Fiere, do heerde hä 's inner zugehochten Panne brotzein. Hä lefede d's Geheimnis onn sohk 'n brachtvolles Befsteecken mädd Zwewweln onn Soße fär sich stenn.

Na, dochte der Väden, es äß Frisstickens-zidd, dos kinn dä ö geschmäcken. Wos brüchd dos d'r Ballewutz ze verzähren! Schwobb, fische de hä sich des Befsteecken medden Hängen üß der Panna, nomm sich schwinge 'n aalen Kneetz üß d'r Brodheche onn fommelde alles zesammen schnell robb. Gottsgemecken, wos mudde hä schnüwen onn blosen, daß ämme des heeße Wärk de Schnudde onn de Schrodde nedd verbraande. Awwer hä schaffd' es.

Nu noch mo nachgedücked nach den Zwewweln Dam, doochde hä 's Pännchen werre scheens zu.

Grode wull hä sich üß dem Stöwe machen, do kohm de Buschoon zor Däre ränn.

Awwer der Väden wor nedd verläjen: „Ach, do sidd Dä jo, Morjen. Fram Buschoo, ech süch Sä schonnd äm ganzen Hüse. Ech hadde,

Aerem Manne ne Mark gegähn, onn hä kunnde mä nedd rüsgäfn. Offs Hoorschnieder. Do stell ich mi de sewwen Groschen bi Aenn länge. . .“

„Daß där Kärle ewich keeng Kleenes hodd“, müdde de Buschoon, awwer dann gobb sä ämm doch brav de sewwen Groschen.

D'r Väden bedankede sich scheene onn machde sich off de Socken. Medd großen Schradden wor hä ewwer de Schrodde onn bihm aalen Dejjes änn de Wärdtschaft.

Do lif hä sech 'n boor Lämbecher innschenken, onn lachte nur als denne vär sech hänn. „Du host herre wedder d'n Deiwel in dä glöw' ich“, säde d'r Dejjes.

„Mokk sinn“, mormelde d'r Väden sech änn d'n Boord: „Rasierd onn frissierd, Befsteecken onn Zwewweln gefrässem onn sewwen Groschen rüß! Komm, Dejjes, schenk ins noch mo eenen inn . . . Onn Broost off den Buschoo! Där feierd heide Iostijen Ehestand!“ E. K.

Umbachs Käsperchen heerd den Kuckuck rufen!

Umbachs Käsperchen änn d'r Frejheed onn sinne Frö, die assen gärne wos Schwinnernes. Se kunnens äm Frijoor nedd obworden, bis der Guckuck geroffen hadde, damedd se ären Schinken ohnschnieden kunnem. Des Käsperchen kunn sich änn desser Zidd nedd Wäje genüing änn d'n Ronnebärk machen, emme off d'n Guckuck ze luren. Dann nomm de Umbachschen den Schinken wie 'ne Kaffeemähle zweschen de Knie, onn säwælde de Rönken nur so robb.

D'r Kasper schbrokk keen Word. Hä langde nur als zu onn schnawweliende. Nur manchemo worf hä 'n Sietenbleck off ären Döbstoppen, dän sä änn Quardier hadden, neckede ämme freindlich zu und schbrokk:

Jakob, stäch dich, hawille hostes!
Onn wann ö Umbachs Käsperchen schonnd lange öngern grinen Rasen lijjed, dess Wort,

„Jakob stäch dich, hawille hostes!“, äß bei den aalen Frejheedern noch läwendig. Wann ämm Winder Schloedekärntesse gehalen wärd, onn ärrind onn gudder Bekaander setzt medde ohn Desche, dann werd ned väle genedicht, dant heebts nur: „Jakob stäch dich, hawille hostes!“ E. K.

Nex gewonnen, nex verloren!

Ombachs Käsperchen hadde Kaddüffeln ohn Härbärje geblaanzd. Nooch d'r Aernde frochede enn Nachbar, wie dann de Aernde üsgefallen wär. ~

„Och“, minnde des Käsperchen, „hodd gudd gegenn, hodd gudd gegenn des Joor. Drei renn, drei rüß! Nex gewonnen onn nex verloren!“ E.K.

Das Extrawängche

Der Schwalme Härrnes von Schrecksbadt – hä licht nu schonnd lange offem Kärdchöwe – woren richr Bure. Awwer hä hadde des Prozesern ohn sich, onn wann'en dos gepacked hadde, dann wor hä drhenner här wie ne Päre-härrne hengern Gülü.

Hä hadde schonnd ne lange Zidd medd Deckhüdds Klooshönn emm 'n Steckchen Wesse geprozeß. Der ersche woren se änn Neikärchen gewähn, dann wors off Marbord gekommen onn derletzte worsch noch Kassel gegenn. Se woren schon bitwel moß dröngen gewähn. Herre nu wor der lädzde Termin, onn do hadde der Schwalme Härrnes den Brozäb gewonnen. Jönge, do günk hä vellichte de Keenigschrodde nobber, als wann hä der richste Mann änn ganz Kassel weer.

Aemm Wissen Hoob wor hä ewwer Noochd gebläwwen, do hadde sing Voder schonnd immer üßgespannd, wie's noch keenge Ischbofne gobb. Ohn Morjen bezahlde hä sinne Schellflicheed, drank noch schnell enn Schnäpschen, packde sinne Querschack off (do hadde hä sinn Päckchen „Reiter AB“ dränne onn 'er Knippedüdr fär sinne Frö) onn machde sich off den Bohnoob. „Ich woll e Bifjett noch Trees“, säde hä zu dem Manne henger dem Glosfenster.

„Ja, lieber Mann“, säde där, „der Zug nach Treysa ist schon abgefahren.“

„Hm“, brommde do der Schwalme Härrnes. Onn dann ewwerläde hä: Gemekkenochmo, hä hadde je doch den Brozäb gewonnen! Hä langde den Geldbiel üß der Kibbe onn säde zu dem Manne:

„Boß kost da so e Aextrawängche?“

„Füßlich Dalez!“, minnde der Mann.

„Da spannde moi es o!“ säd Schwalme Härrnes onn läde fößlich Dalez off den Desch.

Der Mann hengern Glosfenster loß schwinge zum Schadzionswärsteher onn säde ämm, es müdde en Aextrazukk zerüchde gemackd wären. „Dos soll geschehn!“ Es durde ö gor nedd lange, do stüng der Aextrazukk parat. Onn Schwalme Härrnes stück änn.

Es päff onn der Zukk güng los.

Bi dos nu so sinn müß, haddense von Kassel off Drees gedelegaphiert, es keem 'n Aextrazukk gefohren.

Do krächede der aale Inschbekder off dem Dreaser Bohnoob 'n Schräden wie hä dos horrde. „Bär kann dos nur gesang? Gewäß ins Kroonbrinz, dä allweil in Kassel äß, dä wäll sich de Schwalm besaah! „Frä, roff hä. Frä, lang mer schweg menge mauw roof Kapp ö menge nauwe Rock ois em Schoank. Es kemt im Aextrazook, inse Kroonbrinz.“

Dann schochde hä eengen von Bärjemeester von Drees. Hä sil gliich off den Bohnoob kommen, der Kroonbrinz keeme meddem Aextrazukk. Dän aalem Bärjemeester rüerd bafe der Schlohk wie hä dos heerd.

„Frä“, roff hä, „Frä, lang schweg menge Schlepperok ö menge nauwe Zelinder ois em Schaank!“

De Bärjemeestersche härschdede'n üß onn zokk'en ämm ohn, säde ämm den Zilinder off onn schobben schwinge zor Däre nüß.

Hessisches Schweigetöpfchen

Off dem „Schworzen Wäg“ zum Bohnhoob mache sich der Bärjemeester noch was zerächde, was hä schräjen kinn. Onn dann kohn hä ohm Bonhoob ohn. Es wor große de rächde Zidd. Der ahle Inschbäckder stüing schonnd do on 'ne ganze Kotel Menschen üß Drees, die's schonnd gehord hadden, daß der Kroonbrinz äm Ohnreken weer.

Der Zukk worde gemäldet. Der Inschbäckder staaide sich zerächde onn reckede noch emo ohn sinner roden Kabbe, der Bärjemeester doochde noch emo ohn sinne Anschbrooche, dann kohn der Zukk.

Hä hill stelle, de Dären worden offergerässen, onn rüß kohn: der Schwalm Hännes von Schrücksbad, Onn sost keeng Mensche miß.

Der Inschbäckder gock den Bärjemeester ohn, der Bärjemeester gock den Inschbäckder ohn, onn alle zwä gocken den Schwalm Hännes ohn. Alle anneren awwer glotzen off de Hännes onn de Schbucke bläbb änn weg.

Schwalm Hännes awwer säd: Gelle, do gueckt' er! — — — Onn do günge nüb!

Neues von Jean Cocteau

Nach seiner Ernennung zum Mitglied der „Académie Française“ unterhielt sich Cocteau mit einigen Schriftstellerkollegen über literarische Fragen. Maurice Dekobra, ein bekannter Pariser Romanautor und Dramatiker, behauptete, es gebe sechsunddreißig dramatische Situationen. Allgemein stimmte man dieser Ansicht zu, lediglich Cocteau vertrat einen anderen Standpunkt:

„Meiner Ansicht nach gibt es nur zwei“, erklärte er. „Ein Mann und zwei Frauen, oder zwei Männer und eine Frau.“

✱

Der junge französische Maler Vertès erzählte bei der Ausstellung seiner Werke in Paris, daß Jean Cocteau ihm in seiner An-

Im Gasthaus „Zur Traube“ im Hessenstädtchen war reges Treiben. Man feierte den siebenhundertsten Geburtstag dieses mauer- u. turmbewehrten Gemeinwesens. Und dazu hatte sich ein großer Schwarm Menschen eingefunden. Es wurde gelacht, es wurde gezecht, es wurden die Schönheiten des Städtchens gepriesen und seine finanziellen Krankheiten bekräftigt.

In den Abendstunden hatte sich der Traubenwirt wieder zu seinen Gästen gesetzt und erzählt. Er war ja bekannt dafür. Wenn er in Stimmung kam, dann tischte er seinen Gästen eine ebenso gute heitere Kost auf, wie er mittags eine handfeste Hausmannskost zu servieren verstand.

So gingen die Schnurren und Anekdoten über die Tische. Die alte anheimelnde Standuhr in der Ecke hatte längst schon die Mitternachtsstunde geschlagen. Langsam leerte sich die Gaststube. Die ortsansässigen Bürger strebten ihren ruhigen Gemächern zu.

Nur drüben im Stammtischchen saß noch ein vierblättriges Kleeblatt vornehmer, fremder Gäste, die die heitere Stunde ebenso zu schätzen wußten, wie den guten Wein, den sie sich auffahren ließen.

„Und nun will ich Ihnen – wir sind ja unter uns – noch ein Geschichtchen erzählen, das vor zwanzig und mehr Jahren einmal hier passiert ist . . .“. Damit begann der Traubenwirt eine neue lustige Schmagugge aufzufahren. Die feinen Herren lachten über Gebühr, klopfen dem

Jangzeit folgenden Spruch als „Goldene Regel für alle Künstler“ mitgegeben habe: „Pflege das, was man dir vorwirft, besonders sorgfältig, denn darin bist du ganz du selbst!“

Traubenwirt auf die Schultern und meinten, er sei ihr Mann.

Gegen zwei Uhr endlich rüsteten sich die Herren zum Aufbruch, und heiter und jovial verlangten sie nach der Rechnung. So einen schönen Abend wollten sie sich was kosten lassen. „Ich zahle alles!“ rief einer der Betuchten und zückte die dicke Brieftasche. Aber da hättet ihr die anderen sehen sollen. Das komme ja gar nicht in Frage.

„Johann, kommen Sie, bringen Sie uns rasch noch eine Lage Kognak. Und dann bezahle ich!“ rief ein anderer.

„Abgelehnt, Doktor!“ brüllte der Dritte. „Wenn schon einer zahlen wird, dann bin ich es!“ Und er fummelte einen Hunderter aus der Brieftasche und begann damit herumzuwinken.

„So was ist mir auch noch nicht vorgekommen!“ lachte der Traubenwirt. Der Streit ging also weiter. Mit diesen und jenen Einwänden, mit diesen und jenen Scherzen.

„Na, gut!“ meinte schließlich einer, „wenn wir uns dann gar nicht einigen können, so wird der Zahler eben ausgelost. Dann kann keiner böse sein!“

„Angenommen!“ schrieten die anderen zu diesem Vorschlag.

„Und damit die Verlosung unparteiisch geschehe, wird unser Traubenwirt dabei den Ton angeben. Wir machen es so: Der Wirt kriegt die Augen verbunden, und wir verteilen uns nach Wunsch im Raume. Und keiner wechselt mehr seine Stellung. Wen der Traubenwirt zuerst fängt, der zahlt!“

„Das ist großartig!“ schrie der Hausherr. „Na, das sollte mir ja in meinen Räumen nicht schwer fallen, einen der Herren aufzustöbern!“

Die Sache ging also mit viel Heiterkeit vor sich. Ein Tuch war bald gefunden, und Johann, das Hausfaktotum, mußte noch derweil runter in den Keller, einen besonders guten Tropfen auszusuchen, damit die Wahl des Zahlers abschließend auch noch gebührend begossen werden könnte.

Dann lief der blinde Wirt umher, und keiner der Gäste muckte sich.

„Das wollen wir doch sehen, ihr Halunken!“ fummelte sich der aufgeräumte Wirt durch sein Gastzimmer.

„Keine Minute wird das . . . hoppla, der Stuhl . . . keine Minute dauert's mehr, dann hab ich ein Bürschen . . . hier, zum Beispiel bei der Anrichte . . . na, na, sollte hier nicht einer stehen . . . ? Pech, aber . . . an der Garderobe . . . au! Das war mein Kopf . . .“

So einfach war das gar nicht. Seine Suche blieb zunächst erfolglos. Aber dann hatte er einen gefaßt . . .

„Hahaha!“ brüllte der Traubenwirt, „das ist er . . . hahaha“. Es dröhnte durch das ganze Haus. Er riß sich die Binde von den Augen. Aber er hatte nur den Johann erwischt, der gerade mit seiner Flasche aus der Unterwelt heraufgestiegen war.

„Wo sind denn die Herren?“ Ja, außerhalb der Gaststube verstecken zu spielen, das war ja nicht ausgemacht. „Ihr seid Spielverderber!“ schrie der Wirt nun draußen im Flur. „Das war nicht vereinbart“. Er lief den Gang hinunter, die Treppe hinauf, schaute in ein paar Räume. Alles still. Da dämmerte es dem guten Wirt.

„Kreuzdonnerwetter!“ krächzte er. Dann sank er ermattet auf das Ecksofa. „Ich hab' ihnen die tollsten Streiche erzählt, und nun haben sie mir selber das Fell über die Ohren gezogen . . . Keiner darf das erfahren, verstehst du, Johann, kein Mensch! Komm, bring die Flasche. Die trinken wir beiden jetzt noch zusammen, verstanden Zeig her, was du hast . . .“

Er nahm die Flasche und hob sie gegen das Licht, um das Etikett zu studieren. Aber Johann kam ihm zuvor: „Hessisches Schweigetöpfchen!“

Der Traubenwirt sah ihn ganz entgeistert an, nickte nur und sagte: „Hast recht, Johann: Hessisches Schweigetöpfchen!“ E. K.

Heimat in Welt und Buch

Ilka Chase, Zu jung, um ohne Wunsch zu sein. Roman. Wolfgang Krüger Verlag Hamburg.

Unter den feinen, unterhaltsamen Frauenbüchern der Gegenwart ragt dieser Roman besonders heraus, weil in ihm in einer so witzigen und gefälligen Art Lebenserwartung und Lebensgestaltung einer modernen Frau dargestellt werden, denen der Stempel der Wahrhaftigkeit aufgeprägt ist. Von einem kleinen amerikanischen Quäkerdorf führt der Weg dieser Frau über Italien und Paris zu einem Modesalon in New York, den sie ebenso wie ihr gemütliches Heim zu einem gesellschaftlichen Mittelpunkt auszubauen versteht. Welch ein Reigen kraftvoller Gestalten tritt uns in diesem Buch entgegen! Mit welcher Beobachtungsgabe baut hier die Verfasserin eine bunte Welt auf, in deren Mittelpunkt Menschen stehen, die zu den Gegebenheiten des Lebens ein so freundliches Du sagen! E. K.

Jaques M. May, Siam-Doktor. Wolfgang Krüger Verlag Hamburg.

Eine einzigartige Welt erstet in diesem Buch vor unseren Augen. Ein französischer Arzt, der Siam zu seiner zweiten Heimat werden läßt, bringt seine erstaunlichen Erlebnisse zu Papier. Wie er als junger Arzt, gleichsam mit staunenden Kinderaugen, diese uns so fremde asiatische Welt aufnahm und allmählich zu begreifen lernte, so steht auch der Leser bei diesen packenden Schilderungen vor vielen Unbegreiflichkeiten. Sie bringen uns zum Bewußtsein, daß zwischen der westlichen und östlichen Begriffs- und Gefühlswelt ein unüberbrückbarer Graben klafft. Tragische und humorvolle Erlebnisse wechseln in diesem Buche und reihen sich zu einem hochinteressanten Gesamtbild dieser halbzivilisierten Welt zusammen. Das Buch ist für reife Menschen geschrieben. Wer es liest, wird von dieser Lektüre bereichert sein. E. K.

Eckart von Naso, Der Rittmeister. Wolfgang Krüger Verlag Hamburg.

Diese Erzählung wird man nur mit tiefer Ergriffenheit aus den Häden legen und dem Geschehen nachsinnen, das der Dichter hier erstehen läßt: Mit keuscher Behutsamkeit wird hier von einer Liebe erzählt, die sich vor dem ersten Weltkrieg in Frankreich zwischen einem deutschen Offizier und einer Französin anbahnt. Der Krieg führt die beiden Liebenden noch einmal unter tragischen Umständen zusammen: Zwei liebende Feinde, die kompromißlos sich durch die Gesetze des Krieges ihr Handeln vorschreiben lassen; Liebe steht gegen die Pflicht ihres Gewissens. Ueber ihren Herzen und ihren menschlichen Beziehungen steht das Opfer gegenüber ihrer Heimat, das zu einem tragischen, erschütternden Ende führt. Mit dieser Erzählung hat uns Eckart von Naso ein Meisterwerk geschenkt, das zu einer stummen Anklage wird. E. K.

Nigel Balchin, Eine große Familie? Roman. Wolfgang Krüger Verlag Hamburg.

Ist es eigentlich eine große Familie, dieser Wirbel von Menschen, der hier in den Gießereien, Kantinen, Konferenzsälen und Büros eines Metallverarbeitungsbetriebes umherwirbelt? Zumindest eine Familie recht kunterbunter Kerle und Käuze, Meinungen, Hoffnungen und Ideen, die sich um das Fließband eines Fabrikbetriebes recht witzig, geschickt und pointiert zusammenfindet. Es ist die Welt der Großen und Kleinen eines Betriebes, wie er hundert- und tausendfach in jedem Lande steht mit all seinen bisweilen faszinierenden, bisweilen langweiligen Dingen. Der bekannte englische Romancier hat daraus einen unterhaltsamen Roman gestaltet, dessen Männer und Frauen voller Leben sind, der die menschlichen und sozialen Probleme sieht und nicht an ihnen vorübergeht. E. K.